

Kai-Olaf Maiwald, Inken Sürig

Mikrosoziologie

Eine Einführung

Zweite, aktualisierte und erweiterte Ausgabe des Studienbriefs, 2018

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir weisen darauf hin, dass die vorgenannten Verwertungsalternativen je nach Ausgestaltung der Nutzungsbedingungen bereits durch Einstellen in Cloud-Systeme verwirklicht sein können. Die FernUniversität bedient sich im Falle der Kenntnis von Urheberrechtsverletzungen sowohl zivil- als auch strafrechtlicher Instrumente, um ihre Rechte geltend zu machen.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Danksagung

Eine erste Fassung dieses Buches wurde als Studienbrief für die FernUniversität in Hagen geschrieben und ist dort 2015 erschienen. Wir danken Dorett Funcke, Martin Dornes, Regine Gildemeister und Andreas Wernet, die uns mit vielen hilfreichen Anmerkungen beim Erstellen der Erstfassung und bei der Überarbeitung unterstützt haben.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Ist Gesellschaft etwas Großes?	5
1 Interaktion: Wie aus Anwesenden Teilnehmende werden.....	10
2 Sequentialität: Wie Interaktion als Prozess strukturiert ist.....	24
3 Institutionen: Wie der Stoff beschaffen ist, aus dem soziales Handeln besteht	40
4 Reziprozität: Wie aus gemeinsamem Handeln soziale Beziehungen entstehen	57
5 Perspektivenübernahme: Wer wir sind, was die anderen betrifft	70
6 Soziale Rollen: Was wir füreinander sind	83
7 Normen und Regeln: Woran wir soziales Handeln messen.....	98
8 Rahmung: Woher wir wissen, was wir zu tun haben.....	108
9 Typisierung: Woher wir wissen, mit wem wir es zu tun haben	118
10 Strukturelle Handlungsprobleme: Wie wir uns auf die Gegebenheiten einstellen	132
11 Emotionen: Wie Gefühle in soziales Handeln eingehen.....	145
12 Praxis <i>oder</i> Der Zwang zu handeln.....	157
13 Epilog: Struktur und Methode	171
14 Anhang: Transkript einer Filmsequenz.....	179

Einleitung: Ist Gesellschaft etwas Großes?

Wenn wir von „Gesellschaft“ sprechen, dann benötigt das Wort meist einen Artikel oder ein Pronomen. Anders als im Englischen, wo „society“ ein Massenbegriff ist („the rules of society“), ist „Gesellschaft“ im Deutschen etwas, das es zu spezifizieren gilt. Es gibt nur eine Gesellschaft, die Gesellschaft oder unsere Gesellschaft. Mit solchen Artikeln und Pronomina scheint „Gesellschaft“ etwas zu sein, das lokalisierbar ist, worauf man mit dem Finger zeigen kann. „Die“ Gesellschaft hat dann den Charakter eines Ortes oder einer Person. Darin liegt der erste Fallstrick der Alltagssprache; denn wenn die Gesellschaft ein Ort ist, wo finden wir ihn? Üblicherweise würden wir ihn auf einer Landkarte suchen, aber da sind nur Nationalstaaten. Wir finden Deutschland, aber ist Deutschland eine Gesellschaft? Gibt es dann auch die französische, die vietnamesische oder die nigerianische Gesellschaft? Und endet die deutsche Gesellschaft an der Grenze zu den Niederlanden? Wenn wir „die“ Gesellschaft hingegen wie eine Person behandeln, etwa wenn wir sagen „die Gesellschaft ist schuld“ oder „da ist die Gesellschaft zum Handeln aufgefordert“ – was oder wen haben wir da im Blick?

Wenn wir uns ‚vor Ort‘ auf die Suche nach der Gesellschaft machen, dann finden wir Kindergärten, Blumenläden, Gespräche unter Freunden, Ampeln, Kneipen, Beipackzettel, dienstliche Anweisungen, Handballspiele, Briefmarken, Zeitungen, Jugendämter, Regenschirme, Fernsehprogramme, Grillpartys, Kondomautomaten, Baustellen, Musikkapellen, Spaziergänge junger Paare, Blutspendeausweise, Seminarräume, Internetprofile, Meldebescheinigungen, Krankenhäuser, Mülltonnen, Geschenkgutscheine. Wir finden ein seltsames Sammelsurium aus Gegenständen, Plätzen und Gruppen. Aber es ist nicht unvorstellbar, dass ein Mensch in Deutschland an einem einzigen Tag mit all diesen Dingen irgendwie ‚in Berührung‘ kommt. Mit etwas Mühe kann jede und jeder von uns die Geschichte erzählen, in der alles eben Aufgezählte in einen Zusammenhang gebracht wird. Genauso können wir die Geschichte erzählen, in der nichts davon vorkommt, nur einiges und vieles andere.

Doch egal, welche Geschichte wir erzählen: Das Bindeglied ist der Mensch. Natürlich nicht seine schiere Existenz, sondern sein Handeln. Was ein Regenschirm mit einem Internetprofil zu tun haben könnte, entscheidet weder der Regenschirm noch das Internetprofil. Erst in dem Moment, da wir nicht mehr nur einfach schildern, was wir sehen, sondern es deuten und miteinander in Verbindung bringen, finden wir „die Gesellschaft“. Damit haben wir gleichzeitig „die Gesellschaft“ als etwas beschrieben, das durch unsere Deutungen und Handlungen definiert ist. Zwar ist ein Regenschirm auch ein Stock mit einer daran befestigten Plane, und ein Krankenhaus ist auch ein Gebäude, an dem „Krankenhaus“ steht. Doch sowohl mit dem Gegenstand als auch mit seiner Bezeichnung verbinden wir etwas, das über seine objektive Materialität hinausgeht. Wie der Gegenstand, so ist auch die Gesellschaft nicht unabhängig von Handlungen erklärbar.

Dabei geht es aber eben immer um Handlungen im Plural. Das betrifft zunächst die basale Einsicht der Soziologie, dass „die Gesellschaft“ kein Akteur ist, auch kein kollektiver Akteur, wie eine Regierung oder ein Unternehmen. Dementsprechend kann „die Gesellschaft“ nichts entscheiden und auch für nichts verantwortlich gemacht werden, anders als Regierungen und Unternehmen. Sie ist vielmehr etwas Abstraktes, eine Formel, mit der die Soziologie die Einheit

ihres Gegenstandsbereichs zu umreißen versucht. Ohne eine solche Formel kommen die wenigsten SoziologInnen aus. Die Notwendigkeit des Plurals erstreckt sich auch auf die Handlungen und Handlungszusammenhänge, in denen uns – wie in den oben aufgeführten Beispielen – „die Gesellschaft“ begegnet. In der Soziologie interessieren uns generell nicht die je individuellen Handlungen besonderer Personen in einzigartigen Situationen, sondern es interessiert uns immer das, was darüber hinausgeht: Strukturen. Was immer SoziologInnen darunter im Detail verstehen – immer suchen sie nach Mustern, die in besonderen Handlungen zum Ausdruck kommen. Das schließt stets ein Moment der Wiederholbarkeit von Handlungen ein: Es geht um angebbare Handlungsweisen angebbarer Personengruppen in *allgemein beschreibbaren* Situationen.

Seit Ende der 1970er Jahre ist es in der Soziologie gängig geworden, Mikro- und Makrosoziologie zu unterscheiden. Diese Art der Sortierung soziologischer Forschung ist ergänzend zu anderen Unterscheidungen hinzugetreten, wie der zwischen Theorie und Empirie oder den Unterscheidungen nach spezifischen Gegenstandsbereichen, den sogenannten Bindestrich-Soziologien (Familiensoziologie, Religionssoziologie, Berufssoziologie etc.). In der Unterscheidung zwischen ‚Mikro‘ und ‚Makro‘ spielt die Vorstellung davon, was ‚Struktur‘ in der Soziologie ist und wie man sie methodisch erschließt, eine wichtige Rolle. Dabei wird unter Makrosoziologie in der Regel eine Forschungsperspektive verstanden, die eine Konzentration auf bestimmte gesellschaftliche Gegenstände und eine Präferenz für einen bestimmten methodischen Zugang verbindet. Vor allem dieser Perspektive kann man eine Vorstellung zuschreiben, nach der die „Gesellschaft“ und ihre Strukturen „etwas Großes“ sind. So nimmt die Makrosoziologie in der Regel ‚große‘ soziale Einheiten in den Blick. Das können gesellschaftliche Subsysteme (wie Recht, Wirtschaft oder Politik) sein, aber auch gesellschaftliche Großgruppen oder Gruppierungen (wie Schichten, Klassen, Milieus, aber auch die gesellschaftlich relevanten Konzepte von ‚Geschlecht‘ oder ‚ethnischer Zugehörigkeit‘). Schließlich können auch Aspekte der Gesamtgesellschaft (soziale Ungleichheiten, demographische Entwicklungen, Generationenlagerungen etc.) untersucht werden. Eine empirisch-makrosoziologische Analyse erschließt die Struktureigenschaften der Gesamtgesellschaft oder ‚großer‘ sozialer Einheiten zudem in der Regel über standardisierte Erhebungen mit großen Fallzahlen. Sie setzt dabei auf statistisch messbare Korrelationen von Merkmalen bezogen auf hohe Aggregationsniveaus. Weitgehend stabile Korrelationen zwischen Merkmalen gelten hier als ‚Struktur‘, wie z.B. die Korrelation von sozialer Herkunft und Bildungserfolg. Die Frage der Entstehung von Strukturen wird nur über die Differenzierung abhängiger und unabhängiger Variablen verfolgt.

Auch wenn diese Kennzeichnung von vielen KollegInnen als (zu) grobe Vereinfachung eingeschätzt werden dürfte – das disziplinäre Verständnis von Mikrosoziologie ist sicherlich noch uneinheitlicher. Entsprechend ist eine Einführung in die Mikrosoziologie notwendig selektiv, folgt einem bestimmten Blickwinkel und schließt andere aus. Es gibt im Wesentlichen drei Ansätze, Mikrosoziologie zu verstehen, die im Folgenden kurz vorgestellt werden. Wir werden in den folgenden Kapiteln aber nur einen davon in den Vordergrund stellen und versuchen, ihn systematisch zu begründen.

Einem ersten Ansatz zufolge ist die Mikrosoziologie in gegenstandsbezogener Hinsicht das Pendant zur Makrosoziologie. So, wie die Makrosoziologie ‚große‘ soziale Einheiten untersucht, beforscht die Mikrosoziologie ‚kleine‘ soziale Einheiten wie Familien- und Paarbeziehungen, so-

ziale Kleingruppen oder das Individuum. Typisch mikrosoziologische Gegenstände sind nach diesem Verständnis zum Beispiel Sozialisation, Biografie und personale Identität, Jugend und Adoleszenz. Der methodische Umgang mit den darauf bezogenen Fragestellungen kann qualitativ oder quantitativ, wie in der Sozialstrukturanalyse, erfolgen. Man kann Trennung und Scheidung, die häusliche Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann, jugendliche Kriminalität, Berufsbiographien oder Migrationsentscheidungen sowohl im Rahmen von Einzelfallrekonstruktionen oder anhand standardisierter Datensätze statistisch untersuchen. Ein solches, gegenstandsbezogenes Verständnis der Komplementarität von Makro- und Mikrosoziologie hat sich etabliert und ist eingegangen in die Grundstruktur vieler soziologischer Institute. Allerdings handelt es sich um die rein deskriptive Abgrenzung eines Gegenstandsbereichs; das, was ‚klein‘ von ‚groß‘ unterscheidet, ist theoretisch nicht klar bestimmt. Entsprechend haben wir nicht nur einen sehr weiten und heterogenen Bereich, der all das umfasst, was kleine Einheiten tun oder lassen, sondern wir haben auch das Problem der Bestimmung der Grenze, an der das ‚Kleine‘ aufhört und das ‚Große‘ beginnt. Die Einführung einer ‚Meso-Ebene‘ des Sozialen (z.B. Organisationen, Vereine, Nachbarschaft, Gemeinde) liegt dann nahe, löst das Problem jedoch nicht.

Ein in theoretischer Hinsicht ambitionierteres Verständnis von Mikrosoziologie kreist um die Frage, wo soziale Strukturen verankert und wo sie grundsätzlich zu verorten sind. Dabei ist die leitende Idee, dass soziale Strukturen (und zwar auch die gesamtgesellschaftlichen) ihr Fundament immer in konkreten Handlungen konkreter Personen haben müssen und man in der soziologischen Forschung diese Ebene der Konkretion sozialen Handelns berücksichtigen muss. Das gilt nicht nur für die Struktur von Familienbeziehungen oder sozialen Kleingruppen. Soziale Ungleichheit und sozialer Status – als typische Makro-Phänomene – werden genauso in Interaktionen erzeugt wie Freundschaften oder eine neue Form der Kundenorientierung. Wenn soziale Strukturen real sind, so die Annahme, dann müssen sie auch in Interaktionen real werden und in Daten sozialer Interaktion beobachtbar sein. Eine entsprechende Betrachtung der sozialen Welt ‚wie durch eine Lupe‘ wird als ein wesentlicher Aspekt empirischer soziologischer Forschung angesehen.

Dieses Verständnis teilen sich wiederum zwei sehr unterschiedliche Ansätze. Der erste Ansatz schließt an die Tradition des Methodologischen Individualismus an und wird gegenwärtig vor allem verkörpert durch die verschiedenen Spielarten der Theorie rationaler Wahl. Dazu gehören aber auch die ‚klassischen‘, an Max Weber und Alfred Schütz anschließende Handlungstheorie. Leitend ist hier die Frage, wie sich kollektive Phänomene auf die Handlungen von Einzelnen zurückführen lassen. Ein entscheidendes Erklärungselement ist dabei die Idee der Nutzenmaximierung, die wie eine anthropologische Konstante verstanden wird. Der ‚Blick durch die Lupe‘ beschränkt sich in diesem Ansatz im Wesentlichen auf die Ebene der Modellbildung; es werden in aller Regel nicht konkrete Handlungen analysiert, sondern Modelle entwickelt, wie man sich *im Prinzip* individuelle Handlungsmuster in bestimmten Problemzusammenhängen vorstellen sollte. Daraufhin werden Hypothesen entfaltet, operationalisiert und mit dem Instrumentarium standardisierender Methoden überprüft.

Wir folgen diesem handlungstheoretischen Ansatz von Mikrosoziologie allerdings nicht, sondern einem zweiten, der sich in einem weiten Verständnis als ‚interaktionistisch‘ kennzeichnen lässt. Ihm zufolge sind die zentralen Untersuchungseinheiten nicht die Einzelnen (die Kalküle, die sie

anstellen, die Restriktionen, denen ihre Wahlhandlungen unterliegen), sondern Interaktionen. Und die empirische Analyse besteht nicht in einer Modellierung einer Handlungssituation mit anschließendem Hypothesentest, sondern in qualitativen Fallrekonstruktionen auf der Basis primär ‚natürlicher‘ Daten von Interaktionen.¹ „Interaktion“ ist dabei weit gefasst. Gemeint sind nicht nur „Face-to-Face“-Interaktionen zwischen Individuen in Familien, am Arbeitsplatz, in Organisationen, in Parlamenten, im öffentlichen Raum etc. Im Prinzip zählen wir auch medial vermittelte Kommunikationen (Tageszeitungen, Bücher, Internet) oder Äußerungen kollektiver Akteure wie Gesetzestexte oder Berufsordnungen dazu. Aber Interaktionen von Angesicht zu Angesicht haben – wie in den ersten Kapiteln deutlich werden wird – einen herausgehobenen Stellenwert. Unsere ‚einsamen‘ Handlungen wie unsere medial vermittelten Kommunikationen haben die Erfahrung unmittelbarer Interaktion zur Voraussetzung. Sie ist sowohl analytisch wie entwicklungslogisch grundlegend. Deshalb werden wir uns auch auf sie konzentrieren.

Das Anliegen der vorliegenden Einführung in die Mikrosoziologie ist vor dem Hintergrund dieser methodologischen Position zu verstehen. Weder geht es um Charakteristika von Paar- oder Familienbeziehungen oder anderen sozialen Kleingruppen, noch geht es um die Grundlagen einer soziologischen Handlungstheorie. Das Thema ist vielmehr „Strukturbildung in Interaktionen“. Genauer gesagt geht es darum, das begriffliche Instrumentarium für die Analyse von Prozessen der Strukturbildung in Interaktionen bereitzustellen. Dabei ist die Annahme leitend, dass das, was in Interaktionen, was in unserem alltäglichen wie außeralltäglichen Handeln in den verschiedensten Situationen geschieht, alles andere als zufällig, beliebig oder immer nur ‚individuell‘ ist. Vielmehr lässt sich eine Vielzahl von Strukturen ausmachen, von Mustern, die über die Einzigartigkeit der je konkreten Interaktionsereignisse hinausgehen. Dies können Muster sein, die die konkrete Sozialbeziehung zwischen konkreten Personen charakterisieren (z.B. das Paar Heinz und Helga, die Familie Müller), die für einen Typus von Sozialbeziehung kennzeichnend sind (z.B. Paar- und Familienbeziehungen), die die Beteiligten als Angehörige eines bestimmten sozialen Milieus ausweisen u.v.m. Diese Prozesse vollziehen sich nicht voraussetzungslos; die beteiligten Individuen erzeugen sie nicht aus dem Nichts heraus. Im Gegenteil: Wir behandeln in dieser Einführung *ausschließlich* solche Aspekte, die jeder konkreten Interaktion vorgängig sind, seien es universale Mechanismen (z.B. der formalen Organisation von Interaktion), denen sich Interaktion nicht entziehen kann, seien es gesellschaftsspezifische Strukturvorgaben (z.B. Rollen und Normen), mit denen Interaktion zumindest rechnen muss (und kann).

In den folgenden Kapiteln werden wir das vorstellen, was wir als grundlegende ‚Bausteine‘ von Interaktion und Struktur ausmachen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass unsere Liste der mikrosoziologischen Grundbegriffe nicht vollständig ist. Wir sind uns jedoch recht sicher, dass die Aspekte, die thematisiert werden, tatsächlich von zentraler Bedeutung für die Strukturbildung sind. Wenn man bestimmte Themen vermissen mag, dann kann das auch daran liegen, dass sie nicht *Grundlagen der Strukturbildung* sind, sondern gerade *Kennzeichen der so gebildeten Strukturen*. Das gilt jedenfalls für solche Konzepte wie soziale Anerkennung (respektive Missachtung), Macht, soziale Ungleichheit, Status, Rationalität, Professionalität, Kapitalismus usw. Derartige

¹ Auf die methodische Seite einer interaktionstheoretisch begründeten Mikrosoziologie gehen wir im Epilog dieses Buches ein.

Strukturaspekte lassen sich mithilfe des hier vorgestellten Instrumentariums erschließen. Umgekehrt gilt das nicht.

Die Art, wie wir diese Grundbegriffe oder Bausteine vorstellen, schließt einen selektiven Zugriff auf die relevante Fachliteratur ein. Zwar werden wir in aller Regel auf diejenigen AutorInnen eingehen, die auch in den zentralen Diskursen als einschlägig gelten. Zum größten Teil werden wir Überlegungen referieren, weil wir sie für richtungsweisend halten, aber manchmal werden wir auch auf Theorien eingehen, um unsere Argumentation davon abzugrenzen. In jedem Fall ist die Darstellung aber weit entfernt von einer umfassenden und vergleichenden Würdigung des Stands der Forschung. Stattdessen wird es sich immer auch um ein eigenständiges Theorieangebot handeln, d.h. die vorgestellte Argumentation wird im Kern beinhalten, ‚wie wir die Dinge sehen‘. Dies nicht nur deshalb, weil wir uns angesichts der Literaturlage verschiedentlich genötigt sahen, Argumente (unserer Ansicht nach) zu präzisieren, sondern auch und vor allem, weil wir es für eine Einführung vorteilhaft finden, den LeserInnen eine möglichst ‚dezidierte‘ Position zu präsentieren. Es wird auf ausreichend Literatur verwiesen, um ihre Triftigkeit zu überprüfen.

Die von uns gewählte Darstellungsweise unterscheidet sich noch in einer weiteren Hinsicht von manchen anderen Einführungstexten. Nicht nur haben wir versucht, komplexe Sachverhalte durch eine fortwährende Einbeziehung empirischer, möglichst alltagsnaher Beispiele verständlich zu machen. Es gibt darüber hinaus auch einen durchgehenden empirischen Bezug, ein ‚Datenmaterial‘ in Gestalt einer Interaktionssequenz, auf die in allen Kapiteln Bezug genommen wird – vor allem in Form von „Denkanstößen“, d.h. von Fragen, die die LeserInnen an das Material stellen und bearbeiten können, um sich die dargestellten Zusammenhänge selbst weiter zu erschließen. Die Idee, hier *eine* Interaktionssequenz durchgehend zu verwenden, speist sich aus der Überlegung, dass grundlegende Bausteine der Strukturbildung in Interaktionen sich auch im Prinzip anhand *jeglicher* Interaktion verdeutlichen lassen können müssen. „Im Prinzip“ schließt natürlich die Möglichkeit ein, dass manche Interaktionssequenzen dafür besser geeignet sind als andere. Wir haben dafür einen Ausschnitt aus einem Spielfilm gewählt, dem Film „Vier Abenteuer von ReINETTE und Mirabelle“ des französischen Regisseurs Eric Rohmer. Es ist eine besondere Qualität von Rohmer, dass es ihm gelingt, auf höchst kunstvolle Weise natürliche Interaktionen filmisch zu erzeugen. Die kleine Episode, deren Transkript (besser wäre es natürlich, wenn die LeserInnen sich zusätzlich den Film beschaffen würden) sich im Anhang dieser Einführung befindet, ist ein besonders gelungenes Beispiel dafür. Die kurze Szene einer Interaktion von ReINETTE mit dem Kellner eines Pariser Straßencafés ist einerseits höchst artifiziell. Es handelt sich nachgerade um eine Grotteske dahingehend, dass der Kellner bis ins Detail jegliche „Standards“ sozialer Interaktion unterläuft. Aber andererseits – und in gewisser Weise gerade deshalb – ist sie auch so reichhaltig und geeignet, tatsächlich alle von uns behandelten Grundbegriffe zu verdeutlichen.